

Irma Joubert

Gewundene  
Pfade



# 1. Kapitel

Lettie und Annabel sind Freundinnen. Schon immer gewesen. Letties Vater ist der einzige Arzt im Dorf und der Vater von Annabel der einzige Notar. Und so hat Annabels Mutter schon damals, als sie noch ganz klein waren, entschieden, dass Lettie gut genug ist, um mit ihrem Töchterlein spielen zu dürfen.

Lettie wohnt mit ihren Eltern in der Voortrekkerstraße. Das Wohnzimmer benutzen sie nur, wenn der Pfarrer zu Besuch kommt. Im Winter und am Sonntag sitzen sie abends gemütlich um den Tisch in der großen Küche mit dem Aga-Herd, an dem ihre Mutter fortwährend geschäftig herumhantiert. Im Sommer, wenn es im Bosveld heiß und trocken ist, sitzen sie auf der hinteren Veranda. Das Fliegengitter hält die Fliegen und Mücken draußen, es sei denn, jemand vergisst die Klapptür wieder ordentlich hinter sich zu verschließen. Es riecht immer lecker bei ihnen im Haus, denn Letties Mutter bereitet oft eine kleine Überraschung vor, wenn Lettie und ihr Vater abends nach Hause kommen.

Annabel dagegen wohnt in einem großen Haus ein Stück die Straße hinauf. An der Vorderseite ist eine halbrunde Veranda mit Säulen und eine Treppe mit vier Stufen. Die schwere Eingangstür hat eine Klingel; wenn Lettie zum Spielen vorbeikommen will, muss sie klingeln. Dann öffnet ihr eine schwarze Frau in einer ordentlichen Uniform die Tür. Drinnen liegen dicke Teppiche auf den glänzenden Böden. Annabel und sie dürfen nur auf der Veranda spielen, sonst bringen sie im Haus alles durcheinander.

Annabels Mutter ist eine große, dünne Frau. Sie hat tiefschwarzes Haar und ist sehr streng. Annabels Vater ist groß, er hat nur noch sehr wenige Haare und eine Brille und er ist immer ein bisschen rot im Gesicht. Zu Hause ist er eigentlich nie, weil er sehr hart arbeitet. Aber im Gottesdienst sieht Lettie ihn manchmal.

Es ist nicht wirklich schön, wenn sie bei Annabel spielen. Deshalb gehen sie meistens zu Lettie nach Hause.

In der ersten Klasse der Mittelschule stoßen auch alle Kinder aus den Kleinstschulen in der Umgebung zu ihnen. Sie wohnen alle im Internat. So lernt Lettie auch Klara und Christine kennen.

Annabel und Christine kennen sich schon, denn ihre Eltern sind miteinander befreundet. Christines Vater ist der Vorsitzende der örtlichen Wahlvereinigung und ein Mitglied im Provinzialrat, deshalb ist er ganz schön wichtig. Christine ist nicht wichtig, sie ist einfach nur eine Freundin.

Lettie interessiert sich von Anfang an für Klara und Christine. Sie wäre gern Klaras beste Freundin, aber das ist ja schon Christine. Eine beste Freundin hat Lettie nicht – Annabel wird jedenfalls mit Sicherheit nicht wollen, dass sie ihre beste Freundin ist.

Lettie ist schon immer die allerbeste und allerschönste Tochter ihres Vaters und der allerliebste Schatz ihrer Mutter. Ihre Eltern sind beide klein und freundlich und ganz schön mollig. Lettie sieht beiden ähnlich und ist ein glückliches Kind. Doch mit vierzehn Jahren bemerkt sie zum ersten Mal, wie gut ihre Freundinnen aus der Schule aussehen. Klara hat goldbraunes, leicht gelocktes Haar, das sich ständig aus ihren Zöpfen löst und in Strähnen herunterhängt. Dann streicht sie es sich hinter die Ohren. Sie hat rosige Wangen und wunderschöne grüne Augen. Sie ist ziemlich gut in Sport und kann wirklich schön singen. Mollig ist sie überhaupt nicht.

Christine ist eher klein und hat blonde Locken und blaue Augen. Sie sieht immer ein bisschen ängstlich aus – oder vielleicht ist sie auch nur unsicher – und ihr fällt es etwas schwer, in der Schule mitzukommen. Klara hilft ihr oft. Christine ist einfach ein Porzellanpüppchen, so hübsch ist sie.

Annabel ist groß und schlank und hat wohlgeformte Beine und eine sonnengebräunte Haut. In Sport schneidet sie sehr gut ab und sie ist auch sehr intelligent. Ihr langes, dunkles Haar trägt sie meistens zu einem Zopf geflochten, aber wenn es irgend geht, trägt sie es offen und dann fällt es ihr glänzend und sanft wie

Seide über die Schultern. Sie hat dunkle Augen, genau wie ein Filmstar, perlweiße Zähne und volle Lippen.

Annabel ist eine Schönheit, wird der jungen Lettie klar.

Und alle Jungs sind ganz verrückt nach ihr.

Zusammen mit Klara und Christine kommt auch noch ein Junge zu ihnen in die Klasse, er stammt aus derselben Kleinstschule und heißt Gerbrand Pieterse. Er bekommt ein Stipendium der Armenfürsorge, weil die Regierung für arme Kinder das Schulgeld zahlt. Er ist groß und stark, hat rote Haare und Sommersprossen. Er ist ein echter Wildfang und Lettie ist ein bisschen auf der Hut vor ihm.

Klaras Bruder ist nur ein Jahr älter als sie. De Wet heißt er und alle Mädchen in der Schule sind in ihn verliebt, sogar die Mädchen in der Abschlussklasse, obwohl er eine ganze Ecke jünger ist als sie.

De Wet kann alles: Er ist im Sport der Beste, er spielt in der ersten Rugby-Mannschaft, obwohl er erst fünfzehn ist, er ist jedes Jahr der Beste in seiner Klasse und er singt in der Operette die Hauptrolle. Dabei ist er auch noch einfach nett zu jedem, auch zu Lettie.

Er kann sich sogar an ihren Namen erinnern.

»Hallo, Lettie«, sagt er eines Morgens während des Gemeindebasars. »Ich wusste gar nicht, dass so ein schlauer Fuchs wie du sogar Pfannkuchen backen kann.«

»Ich verkaufe sie auch nur«, erwidert sie verlegen. Weil er so groß ist, muss sie zu ihm aufschauen. In seinen grünen Augen blitzt der Schalk in kleinen Lichtern auf.

»Na, dann haben sie jedenfalls die richtige Person gefunden, um das Geld im Auge zu behalten. Was für ein wunderbarer Tag ist das doch, findest du nicht auch?«, plaudert er, während sein langer, schlaksiger Körper entspannt gegen den Tisch lehnt. »Was meinst du, liegen da hinten nicht vielleicht noch ein oder zwei missglückte Pfannkuchen, für die keiner einen roten Heller zahlen würde?«

Sie findet drei und streut eine ganze Menge Extrazucker und -zimt darauf.

»Danke, wow, du bist wirklich klasse«, bedankt er sich fröhlich.

Abends steht Lettie eine ganze Weile vor dem Spiegel im Schlafzimmer ihrer Eltern. »Das ist einfach nur Babyspeck, den wirst du irgendwann los«, tröstet sie ihr Vater immer, aber jetzt ist sie schon fast fünfzehn.

Sie tritt etwas näher an den Spiegel heran und betrachtet ihr Gesicht mit einem prüfenden Blick. Ihre Haut sieht ganz anders aus als die von Klara und Annabel. »Das kommt nur davon, dass deine Haut ein bisschen fettig ist, aber das bedeutet auch, dass du später nicht so schnell Falten bekommst«, erklärt ihre Mutter immer tröstend. Aber später ist im Augenblick nicht wichtig.

Und sie trägt eine Brille.

Die hat sie schon, seit sie acht ist.

Annabel hat damals laut losgelacht. »Jetzt siehst du wirklich wie eine Eule aus mit deinem runden Gesicht und den runden Gläsern. So sehen deine Augen noch größer aus.«

Die anderen Kinder haben mitgelacht. Alle haben immer nur gemacht, was Annabel gesagt hat. Lettie hat an diesem Tag beschlossen, nie mehr die Freundin von Annabel werden zu wollen.

Am selben Abend ist allerdings Annabels Vater vorbeigekommen und hat Annabel und ihren Bruder Reinier vorbeigebracht, damit sie bei Lettie und ihren Eltern übernachten konnten. Und Letties Vater ist zusammen mit Annabels Vater weggefahren.

Erst viel später hat Lettie von dem großen Problem bei Annabel zu Hause erfahren, dem Problem, weswegen Annabel und ihr Bruder von nun an immer wieder bei Lettie zu Hause schlafen. Den Trinkteufel, nennt Letties Mutter es.

Vor dem Spiegel im Schlafzimmer ihrer Eltern beschließt Lettie, nie mehr Kuchen oder Pudding oder irgendetwas anderes Leckereres zu essen.

Aber ihrem Vorsatz bleibt sie nicht lange treu.

Die Schmetterlinge in ihrem Bauch, die anfangen herumzuflattern, wenn De Wet in der Nähe ist, die bleiben. Und sie machen ihr ein herrliches, traumartiges Gefühl.

Dann kommt das Voortrekkerlager.

Letties Vater setzt sie mit ihrem Koffer, der Frühstücksdose und der zusammengerollten Decke am Schultor ab. »Hierher, Lettie!«, ruft Klara, die gemeinsam mit Christine neben dem Lastwagen steht und winkt. De Wet und sein Freund Braam sind damit beschäftigt, die Koffer und Taschen in den Lastwagen zu laden. De Wet springt von der Ladefläche herunter und marschiert auf Lettie zu. »Hallo, Lettie, soll ich deinen Koffer auch schon einladen?«

»Ich ... ich möchte das lieber selbst tun, okay?«, erwidert sie schüchtern.

»Das kommt gar nicht infrage!«, lacht er ungezwungen. Seine Augen blitzen und sein blonder Schopf fällt ihm über die Stirn.

Die Schmetterlinge flattern beinahe durch Letties feuerrote Ohren nach draußen.

Annabel kommt erst, als alle anderen schon fast abmarschbereit sind. Ihr Voortrekkerkleid ist zu kurz und ihre Haare hängen lose herunter. Dennoch sieht sie sehr gut aus; sie ist immer hübsch, egal, was sie anhat. »De Wet! Braam!«, ruft sie und zeigt auf ihren großen Koffer und ihre zusammengerollte Decke.

Was ist sie doch für eine Verführerin, denkt Lettie und schiebt sich die dicke Brille etwas höher auf die Nase. Doch Annabels lange Beine unter dem zu kurzen Kleid bemerkt sie auch und unwillkürlich spürt sie einen Anflug von Bewunderung für ihren Schneid.

Am Abend machen sie ein großes Lagerfeuer. Sie sitzen auf dem Boden um das Feuer herum, Klara zwischen Lettie und Christine. Annabel geht jedoch auf die andere Seite des Feuers und fängt an, auf De Wet einzureden. De Wet lächelt ihr entgegen und rutscht ein wenig zur Seite, damit Annabel sich zwischen ihn und Braam hineinarbeiten kann. Lettie hat plötzlich einen Kloß in der Kehle.

Sie singen miteinander Voortrekkerlieder und Lettie würgt die Worte an dem Kloß vorbei. Onkel Jan Kommandant erzählt ihnen von der Hundertjahrfeier, dem symbolischen Ochsenwagenzug und dem Fackellauf. Aber Lettie hört nichts von dem, was er

sagt. Der Rauch des Feuers brennt ihr so in den Augen, dass sie in eine andere Richtung schauen muss.

Es wird das schlimmste und elendeste Wochenende ihres Lebens. Lettie entdeckt in sich eine giftige Eifersucht, die sie von sich selbst nicht kennt und die sie auch nicht empfinden möchte. Das ganze Wochenende über macht Annabel sich an De Wet heran. Und De Wet sieht das ganze Wochenende über so aus wie eine Katze, die von süßem Rahm genascht hat.

Im letzten Quartal strengt sich Lettie mehr an als je zuvor. Sie liest die vorgeschriebenen Bücher noch einmal ganz durch und fängt sogar mit dem Zeitungslernen an, sodass sie wenigstens mitreden kann, wenn Klara und Annabel über Politik sprechen.

Langsam, aber sicher beginnt sie das Lagerwochenende zu vergessen. Am letzten Schultag wird sie als beste Schülerin mit einem Preis ausgezeichnet. Allerdings wird sie nicht zur Jahrgangsvorteilerin gewählt, genauso wenig wie Christine. Als Klara und Annabel zum Podium treten, rutscht Christine einen Platz zur Seite und setzt sich neben Lettie. Und als Klara dann auch noch Leiterin der Jahrgangsvorteilerin wird, tritt De Wet, der als Jahrgangsvorteiler des letzten Jahres auch auf der Bühne steht, unverzüglich nach vorn, umarmt sie und gibt ihr vor den Augen der ganzen Schule ihren ersten Glückwunschkuss.

»Hey«, seufzt Christine neben Lettie, »welcher andere Junge würde sein Schwesterchen einfach so küssen, wenn alle anderen dabei zuschauen? Oh, Lettie, so wie er ist niemand auf der Welt, findest du nicht auch?«

Lettie nickt schweigend. Doch sie spürt jedes Wort und ihr Herz schwillt so sehr an, dass es beinahe platzt, so sehr, dass sie kaum noch Luft bekommt.

Am Montag reisen sie mit dem Zug zur Hundertjahrfeier ab. Vom Bahnhof in Pretoria werden die Kinder mit großen Bussen zum Lagergelände gebracht. »Meine Beine sind von all der Fahreierei schon ganz lahm, ich bleibe einfach stehen«, verkündet Anna-

bel, denn es gibt mehr Kinder als Sitzplätze im Bus. Doch sobald zwei Jungen aus Louis Trichardt zur Seite rutschen und ihr einen Platz anbieten, schiebt sie sich doch zwischen sie.

Wie bekommt sie das nur hin, überlegt Lettie verblüfft.

Als sie ihr Gepäck zum Zelt tragen müssen, hebt Annabel ihren Koffer nicht hoch, sondern schaut sich nur um. »Ich suche schnell ein paar starke Männer, die uns beim Tragen helfen können.«

»Ich trage meinen Koffer selbst«, stottert Lettie ängstlich zurück.

»Bloß nicht!«, erwidert Annabel. »Du wirst sehen, wie besessen die galanten Herren darauf sind, uns zu Hilfe zu kommen.«

Und so ist es dann auch. Annabel neigt den Kopf ein bisschen zur Seite und zieht einfach mühelos und mit einem seligen Lächeln die Schultern hoch. Sofort kommen drei Jungen angelaufen.

»Können wir dir helfen?«, fragt einer von ihnen.

Annabel schaut total überrascht auf. »Meinst du das wirklich? Aber ... die Koffer sind furchtbar schwer.«

Einer der Jungen macht einen Schritt nach vorn und packt den größten Koffer. »Ach, das geht schon, das ist kein Problem!«, entgegnet er.

»Puh«, macht Annabel. »Du musst ganz schön stark sein.«

Die drei Jungen gehen mit Annabel und Lettie mit. Annabel plaudert die ganze Zeit bis zum Zelt und macht Scherze, während Lettie still hinterherschlendert. Sie fühlt sich unwohl in ihrer Haut. Als sie im Zelt allein sind, wirft Annabel ihren Vortrekkerhut entspannt auf ihr Deckenbündel und erklärt: »Siehst du, Lettie, so geht man mit Jungen um. Die sind genau wie alle Mannsbilder: Sorge dafür, dass sie sich wie echte Kerle fühlen, dann fressen sie dir aus der Hand.«

Der 15. Dezember, ein Donnerstag, ist wieder ein sehr heißer Tag.

»Heute spielen sie ein Gefecht zwischen zwei Reitergruppen

nach«, verkündet Klara aufgeregt. »Boelie und De Wet machen auch mit – wenn ihr mich fragt, wird das richtig gut.« Boelie ist Klaras ältester Bruder.

De Wet macht tatsächlich auch mit, sogar zu Pferd. Lettie stockt für einen Augenblick der Atem.

Nach dem Frühstück schlendern die Mädchen einen Hügel hinauf, um alles gut überblicken zu können. »Puh, wir hätten Sonnenschirme mitnehmen sollen, hier werden wir bei lebendigem Leib geröstet«, ärgert sich Lettie. Sie merkt, wie sie von der Sonne krebsrot wird.

»Hey, Lettie, du hörst dich an wie eine alte Frau«, seufzt Annabel. »Ein bisschen Sonne wird dir guttun; dann bist du nicht mehr so leichenblass wie sonst immer.«

Das Fest, auf das Lettie sich gefreut hat, wird immer weniger lustig.

Punkt halb zehn ertönt der Befehl: »Zum Angriff!«

Um sie herum fängt das Gewehrfeuer an zu rattern. Von überall versuchen Reiter zwischen Büschen und Bäumen hindurch zu manövrieren und möglichst unbemerkt vom Gegner aufzurücken. Das Getöse der explodierenden Granaten ist ohrenbetäubend. Hier und dort springt ein Reiter von seinem Pferd und versucht sich den Weg freizuschießen.

Christine hat beide Hände vors Gesicht geschlagen. »Wenn die sich nun gegenseitig totschießen?«, fragt sie ängstlich.

»Du lieber Himmel, Christine«, weist Annabel sie ungeduldig zurecht. »Glaubst du etwa, dass die richtige Kugeln und Granaten nehmen? Dir kann man wirklich alles weismachen!«

Plötzlich entdeckt Lettie ihn. Er liegt flach nach vorn gebeugt auf seinem Pferd, die Zügel straff in der Hand. Er jagt direkt auf den Feind zu.

»Da ist De Wet!«, ruft Klara auf einmal begeistert. »Schaut doch, da drüben auf dem freien Gelände! Seht doch nur, wie der abgeht!«

Lettie schaut ihm hinterher, bis er hinter einer Gruppe von Bäumen verschwindet. Dann lässt sie langsam ihren angehalte-

nen Atem entweichen. Es kann auf Erden keinen vollkommeneren Mann geben als ihn; so etwas kann es einfach nicht geben. Und nichts, was hiernach noch während dieser fantastischen Tage passieren mag, kein Theaterstück, keine feurige Ansprache, kein Feuerwerk, kann diesen Augenblick überschatten.

Früh am Abend, als sie zwischen den Zelten hindurch zum Lagerfeuer laufen, verkündet Klara: »Ich bin so stolz darauf, Afrikanerin zu sein.«

»Ich auch, Klara«, antwortet Christine. »Diese Woche werde ich nie vergessen.«

Ich auch nicht, denkt Lettie still. Denn ich bin verliebt, total verliebt. Vielleicht ist es ja die große Liebe, die ewige Liebe – und das ist das wunderbarste Gefühl, das es gibt.

»Wo ist Annabel?«, will Christine wissen, während sie am Feuer sitzen.

»Och, die wird schon irgendwo sein«, erwidert Klara vage.

»Sollten wir sie nicht suchen gehen?«, fragt Christine.

»Aber nein, lass sie doch einfach«, entgegnet Klara.

Jemand beginnt Akkordeon zu spielen und sie singen alle mit: »Die sweep het geklap en die wawiele draai ...« (»Die Peitsche hat geknallt und die Wagenräder drehen sich ...«).

Letties Augen gleiten langsam und suchend zwischen den Menschen hindurch.

Jetzt fällt das diatonische Akkordeon mit ein. »Aanstap, rooies, die pad is lank en swaar ...« (»Auf geht's, ihr Roten, der Weg ist lang und schwer ...«).

Es sind einfach zu viele Menschen um das Lagerfeuer versammelt, daher kann sie ihn nicht ausfindig machen.

»Daar kom die wa ...« (»Da kommen die Wagen ...«) und »Hoe ry die Boere, sit-sit so ...« (»Wie reiten die Buren, sitz-sitz so ...«).

Sie kann ihn nirgendwo entdecken.

»O, boereplaas, geboortegrond, jou het ek lief bo alles!« (»Oh, Bauernhof, Heimateerde, dich liebe ich über alles!«).

Nun, nicht über alles, denkt Lettie schwelgend vor Glück. Vielleicht ist das Fest doch nicht so schlimm, wie sie heute Morgen noch gedacht hat. Eine herrliche Schläfrigkeit breitet sich in ihr aus. »Ich bin furchtbar müde, ich gehe schlafen«, verkündet sie den anderen.

»Wir kommen auch mit«, erwidert Klara. »Morgen ist der wichtigste Tag, da will ich nicht unausgeschlafen sein.«

Langsam schlendert Lettie zwischen den Zelten hindurch. Hinter sich hört sie den schleppenden Gesang der Leute, die mit dem Akkordeon nicht Schritt halten können: »*Liewe maan, jy seilt so langzaam ...*« (»Lieber Mond, du segelst so langsam ...«).

Sie ist überglücklich und spürt ein solches Gefühl von Freude, dass sie es nicht mit Worten beschreiben kann. Vielleicht ist das sogar ein unglaublich fantastisches Lager!

Sie lehnt sich an einen Baum und spürt den harten, rauen Stamm. Ich gehöre zum besten Volk der Erde, wird ihr klar. Ich bin auch so stolz, Afrikaanerin zu sein.

Sie schließt die Augen und ihr Herz ist ganz warm.

Und ich bin auch verliebt. Das ist ... fantastisch. Und ich bin schläfrig.

Sie lächelt still vor sich hin. Ich muss schlafen gehen.

In der hellen, monderleuchteten Nacht schlendert sie weiter.

Dann sieht sie sie. Das Mädchen in den Armen des Jungen, wobei seine Hände an ihrem Rücken nach unten gleiten und sie dichter an sich heranziehen. Der Mann hat seinen Kopf geneigt und seinen Mund auf den ihren gepresst.

Das Mädchen ist groß und der Junge ist noch viel größer.

Es ist Annabel.

Mit De Wet.

Die Zeit steht still. Sie friert geradezu ein.

Schließlich dreht Lettie sich leise um und geht auf einem Umweg zu ihrem Zelt. Ihr Herz ist eiskalt und schlägt heftig. Sie zieht ihr Nachthemd an und rollt ihre Decken aus. Hastig kriecht sie hinein und drückt ihr Gesicht ins Kissen. So bleibt sie liegen. Mucksmäuschenstill. Der Kummer bildet eine harte Kruste um

ihr Herz. Wenn sie bloß nicht weinen muss, wenn sie bitte bloß nicht weinen muss!

Sie möchte zu ihrer Mutter.

Kurz darauf hört sie Klara und Christine leise hereintreten. Eine Kleinigkeit später flüstert Christine mit unterdrückter Stimme: »Klara, er hat sie geküsst, ich habe es selbst gesehen.«

»Ach, das bedeutet gar nichts«, flüstert Klara zurück. »Jungen sind nun einmal so, die küssen einfach jedes Mädchen, das sie kriegen können. Und du weißt doch, wie Annabel ist ...«

Aber ... De Wet ist doch nicht so wie alle anderen Jungen, weint Letties Herz. Er ist ...

Ohne sich zu rühren, liegt sie auf ihrer kleinen Insel aus Decken, während ihre Freundinnen leise ihre Decken ausrollen und ihre Kissen aufschütteln.

Sie lauscht vor allem Christine.

Denn die ist auch in De Wet verliebt, das weiß sie, während sich eine eisige Hand um ihr Herz schließt. Die hübsche, kleine Christine ist ebenfalls verliebt. Und auch sie hat heute Abend Kummer, tiefen und großen Kummer.

Allein Klara beginnt nach einer Weile tief und ruhig zu atmen.

Mitten in der Nacht kommt Annabel herein; mit viel Getöse macht sie sich bettfertig. Lettie liegt noch immer bewegungslos da. »Schläfst du schon?«, fragt Annabel.

Nein, denkt Lettie. Ich liege hier schon seit Stunden, ohne mich zu rühren, aber der Schlaf will sich nicht einstellen. Schließlich weiß ich es jetzt: Ich bin das Kind meiner geliebten Eltern, Gene von ihren Genen. Ich bin Lettie Louw. Einer wie De Wet Fourie wird nirgendwo auf mich warten.

## 2. Kapitel

Ich werde Journalistin, habe ich beschlossen«, verkündet Annabel eines Morgens vor Schulbeginn. »Mein Vater findet es gut, also gehe ich nächstes Jahr zum Studieren nach Pretoria.«

»Journalistin?«, fragt Christine etwas ratlos.

»Ja, Christine, das ist jemand, der für die Zeitung schreibt, verstehst du?«, beugt sich Annabel zu ihr herunter. »Und was machst du nächstes Jahr?«, will sie daraufhin von Lettie wissen.

»Ich studiere Medizin«, antwortet die sofort. »In Johannesburg, denke ich. Dort hat mein Vater auch studiert.«

»In Johannesburg! Das ist aber doch eine englische Universität!«, ruft Annabel entrüstet aus. »Und ich weiß auch gar nicht, ob das für eine Frau so ein geschickter Beruf ist. Er ist so ... männlich.« Sie zuckt mit den Schultern. »Obwohl, dann passt er ja eigentlich ganz gut zu dir.«

»Wenn du mich fragst, wird Lettie bestimmt eine gute Ärztin«, kommt Klara ihr zu Hilfe. »Sie ist intelligent genug dafür und wird liebevoll mit ihren Patienten umgehen.«

Annabel zieht skeptisch die Augenbrauen hoch und dreht sich zu Christine um. »Und du, Christine, was willst du studieren?«

»Ich weiß es nicht.« Christine schweigt für einen Augenblick. »Eigentlich würde ich auch gern mit kranken Menschen arbeiten, um ihnen zu helfen.«

»Jetzt tu mal nicht so«, entgegnet Annabel unmittelbar. »Du hast bei den Voortrekkern ja noch nicht einmal den Erste-Hilfe-Schein gemacht!«

Während sie in den Klassenraum gehen, bemerkt Lettie, dass Klara Christine kurz die Hand auf die Schulter legt. Ich wollte, Klara wäre auch meine beste Freundin, denkt sie. Und ich wollte, ich könnte auch in Pretoria studieren, weil ... ja, weil De Wet da auch ist.

Ihr Vater ist allerdings der festen Überzeugung, dass es keine bessere medizinische Fakultät gibt als die in Johannesburg, und ihr Vater wird es wohl wissen.

Im Jahr darauf, 1940, überschatten Letties neue Lebensumstände den 2. Weltkrieg völlig: die Stadt, die Universität, das Leben in einem Studentenwohnheim, die englische Kultur. Lettie fühlt sich nicht zu Hause, eher wie ein hässliches Entlein – doch sie weiß eigentlich nicht, ob sie jemals irgendwo dazugehört wird.

Die Vorlesungen und Seminare genießt sie dagegen. Sie sind interessant und herausfordernd, sie findet es einfach, den Stoff zu begreifen, und sie lernt schnell.

»Wir haben allerdings noch nichts gelernt, was man für die Heilkunde direkt gebrauchen könnte«, erklärt sie in den Osterferien, als sie zum ersten Mal wieder zu Hause ist.

»Das kommt noch, warte nur ab«, lacht ihr Vater.

»Hast du das Abendkleid, das wir dir gekauft haben, denn wenigstens schon einmal getragen?«, will ihre Mutter neugierig wissen.

»Nein, Mama, die Erst- und Zweitsemester konnten bisher noch nicht auf Feste gehen«, findet Lettie schnell eine Ausflucht.

Später erfährt sie, dass Gerbrand nach Ostafrika verlegt worden ist. Deswegen ist sie eigentlich nicht wirklich überrascht – Gerbrand ist schon immer ein bisschen komisch gewesen und auch ziemlich wild. Es ist das erste Mal, dass jemand, den sie kennt, eine Rotlitze geworden ist. Nein, warte, der älteste Enkel von Herrn Ismail, diesem alten Inder mit seinem langen weißen Bart und dem langen weißen Obergewand, der hat sich auch zur Armee gemeldet, aber der zählt eigentlich nicht. Das sind Mohammedaner, Außenseiter. Lettie betrifft der Krieg immer noch nicht.

Im Radio sprechen sie dagegen von kaum etwas anderem, genau wie in den Zeitungen und den Wochenschauen im Kino. In den Studentenwohnheimen und zwischen den Veranstaltungen ist der Krieg das Tagesgespräch. Beinahe jeder in der Universität

hat einen Bruder oder Freund oder den eigenen Vater, der mitkämpft.

»Wir haben sicher zweimal so viele Mädels wie Kerle an der Uni«, erklärt Letties Zimmergenossin Carol-Ann. »Wo wir für den Frühlingsball einen Tanzpartner herbekommen sollen, weiß ich wahrhaftig nicht.«

Wegen mir bräuchte es überhaupt keinen Frühlingsball zu geben, denkt Lettie.

In dieser Nacht träumt sie, dass De Wet sie für den Ball abholen kommt. In ihrem Traum schwebt sie in ihrem nagelneuen Abendkleid über die Tanzfläche, doch der Traum löst sich in der Dunkelheit der Nacht auf.

Am Abend des Frühlingsballs sitzt Lettie in ihrem Zimmer und lernt. Das wunderschöne Kleid, das ihre Mutter extra für diese Gelegenheit im Geschäft von Fräulein Pronk gekauft hat, bleibt unangetastet im Schrank hängen.

In den Oktoberferien ihres ersten Jahres trifft Lettie zum ersten Mal auf Henk. Er ist mit Klara von der Universität nach Hause mitgefahren.

»Ist das jetzt dein Freund?«, fragt Lettie, sobald sie mit Klara für einen Augenblick allein in der Küche ist. Annabel ist auf der Veranda bei den jungen Männern sitzen geblieben, sie ist keine Kaffeeköchin.

»Ja, nun, ich denke schon«, antwortet Klara vage.

»Aber, du bist doch in ihn verliebt, oder?«, will Lettie wissen. Henk ist ein gut aussehender junger Mann. Er ist groß – nicht so groß wie De Wet – und hat blondes Haar und graublau Augen. Er trägt eine Brille und spricht mit dem charmanten Dialekt der Kapregion.

»Ich weiß es nicht, ich glaube jedoch schon«, erwidert Klara, während sie das kochende Wasser über den gemahlene Kaffee in dem Kaffeefilter gießt. »Ich weiß eigentlich nicht, wie es sich anfühlt, wenn man verliebt ist.«

»Macht dir das Schmetterlinge im Bauch?«, fragt Lettie. Denn

trotz allem flattern die Schmetterlinge immer wieder herum, jedenfalls sobald De Wet irgendetwas zu ihr sagt.

»Schmetterlinge?« Klara überlegt ernsthaft. »Nein, nicht wirklich. Es ist eher ... so ein warmes Gefühl in meinem Herzen.«

»Oh«, macht Lettie zögernd. »Vielleicht geht das auch.«

Das wichtigste Ereignis der Ferien sind allerdings nicht Henk und Klara, es ist nicht Christine und es sind auch nicht die Abende bei ihr zu Hause um den Esstisch ihrer Eltern. Das wichtigste Ereignis ist der *eine* Besuch bei der Familie Fourie, als sie alle zusammen um den großen Esstisch sitzen, die Spielkarten in der Hand, während auf der gestärkten, weißen Tischdecke von Klaras Mutter der Kaffee und der Zwieback bereitstehen. Lettie, Henk und De Wet ziehen das Los für das Team, das den Anfang machen darf.

»Ha!«, ruft Annabel. »Das sagt noch gar nichts, wir spielen euch in der ersten Runde unter den Tisch!«

»Vergiss das mal schön, Fräulein Großmaul«, erwidert De Wet mit einem ungezwungenen Lachen. »Wir haben Lettie in unserer Mannschaft und keiner von euch kann es mit ihr aufnehmen. Ganz abgesehen davon haben wir zwei Männer im Team und der arme alte Boelie hat nur dich, Klara und Christine!«

»Und ich bin sowieso nicht besonders gut im Kartenspielen«, gibt Christine ein wenig kleinlaut zu.

»Na, dann könnt ihr euch ja schon einmal Särge bestellen«, poliert De Wet das Ego seiner Mannschaft noch ein bisschen weiter auf. »Lettie, du bist unsere Anführerin, spiel du die erste Karte!«

Je weiter sie die anderen hinter sich lassen, desto ausgelassener wird De Wet. Er blinzelt Lettie zu, als sie eine geschickte Karte spielt, und pfeift zwischen den Zähnen, als sie das andere Team übertrumpft. Annabel wird tatsächlich immer wütender, je mehr ihre Mannschaft ins Hintertreffen gerät. Bis schließlich Klara den drohenden Feuersturm mit den Worten entschärft: »Na gut, das war's dann wohl, ihr habt gewonnen. Unser Team kümmert sich um frischen Kaffee und danach sollten wir lieber noch ein bisschen miteinander musizieren.«

Irgendwann spät am Abend, als die Jungen nach draußen gegangen sind, um nachzuschauen, warum die Hunde so anschlagen, erzählen Klara und Christine, dass sie sich mit Gerbrand schreiben.

»Mit Gerbrand?«, fragt Lettie überrascht. »Gerbrand Pieterse, der bei uns in der Klasse gewesen ist?«

»Ich wusste nicht einmal, dass der lesen und schreiben kann«, behauptet Annabel böseartig.

»Natürlich kann er lesen und schreiben«, erwidert Klara beinahe verärgert. »Er hat eine Menge interessanter Dinge zu erzählen. Sie sind nun in Abessinien und er erzählt, dass ...«

»Gerbrand ist eine Rotlitze«, fällt ihr Annabel ins Wort. »Weiß Boelie, dass du ihm schreibst?«

»Nein, und ich habe auch nicht vor, ihm das zu sagen«, entgegnet Klara entschieden. »Es wird ihn nur unnötig wütend machen.«

»Ist Boelie denn gegen die Rotlitzen?«, will Lettie wissen.

»Na, und wie!«, antwortet Klara, führt das jedoch nicht weiter aus.

Nach den Ferien nimmt Lettie drei Dinge mit nach Johannesburg zurück: eine riesige Schachtel voller Plätzchen und Zwieback, trotz ihres festen Vorhabens, in einen Hungerstreik zu treten, ein neues Abendkleid – obwohl sie ihrer Mutter doch tatsächlich gebeichtet hat, dass sie das alte nicht ein einziges Mal getragen hat – und die Erinnerung an einen der wunderbarsten Abende ihres Lebens. Denn sie kann sich noch so oft sagen, dass De Wet einfach nur nett gewesen ist, dass das zu seinem Spaß am Spielen gehörte, ihr Schmetterlingsherz will einfach nicht zuhören.

Ein Jahr später erfährt Lettie während der Oktoberferien, dass Boelie interniert worden ist. »Das muss ein schwerer Schlag für Neels Fourie sein«, vermutet ihr Vater. »Der ist schon sein Leben lang ein glühender Anhänger von Hertzog gewesen.«

»Wenn du mich fragst, ist es für Boelies Opa noch schwerer«, erwidert seine Frau. »Das ist der größte Smutsfan der ganzen Gegend.«

»Ja, ich mache mir Sorgen um sein Herz. Er ist nicht besonders stark«, stimmt Letties Vater ihr zu.

Ich hoffe nur, dass De Wet nicht auch interniert wird, denkt Lettie an diesem Abend im Bett. Sie hofft, dass Klara sie noch einmal auf einen geselligen Abend einlädt, hat aber nicht den Mut, sie darum zu bitten. Einmal sieht sie De Wet durch die Straße fahren, er sitzt jedoch am Steuer, die linke Hand auf dem Lenkrad, den rechten Ellenbogen lässig aus dem offenen Fenster gelehnt. Aber er bemerkt sie nicht.

In den Weihnachtsferien darauf erfährt sie, dass Christine ebenfalls zur Armee gegangen ist und nach Kairo geschickt wurde. »Von Gerbrand kann ich das ja noch glauben«, sagt sie zu Klara, als sie eines Morgens bei ihr zu Besuch ist, »aber Christine!«

Klara schüttelt nur den Kopf. »Dieses Weihnachtsfest ist eine ziemlich traurige Angelegenheit«, verkündet sie. »Boelie sitzt in einem Lager und Christine ist in Nordafrika. Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin auf einer Beerdigung.«

»Und wie geht es De Wet?«, will Lettie so beiläufig wie möglich wissen.

»Gut«, antwortet Klara, beinahe schon desinteressiert. »Er hat auf dem Hof alle Hände voll zu tun, ist aber nicht einmal halb so geschickt wie Boelie. Wir gehen übrigens ab und zu ins Kino. Ich kann dir ja Bescheid sagen, wenn wir wieder gehen, dann kannst du mitkommen. Das wird sicher nett.«

Während der Nacht fällt Lettie in einen tiefen schwarzen Strudel, durch den ihr ganzer Körper gegen Morgen in ihrem Laken festgeschnürt ist. Ich weiß, dass sich De Wet nie im Leben nach mir umschauchen wird, sagt sie sich wieder und wieder selbst. Ich weiß es und trotzdem tappe ich jedes Mal wieder in dieselbe Falle, weil er seinen Charme, seinen einfachen, natürlichen Charme auf alle in seiner Umgebung versprüht. Und ich bin nicht die Einzige. Auch bildschöne junge Frauen wie Annabel und kleine Püppchen wie Christine können nicht dagegen ankommen.

Am nächsten Morgen schüttet Lettie zum ersten Mal vor ihrer Mutter ihr Herz aus. Die versteht alles. »De Wet ist ein besonderer Mensch, mein Kind, damit hast du recht«, sagt sie. »Es gibt jedoch noch mehr besondere junge Männer, die so alt sind wie du, es gibt Tausende davon. Vielleicht sind sie nicht alle so groß und athletisch gebaut und gut aussehend wie De Wet, aber eines Tages wird dir der Richtige über den Weg laufen. Das Leben verläuft manchmal auf seltsamen, gewundenen Pfaden, am Ende passt allerdings doch auf jedes Töpfchen ein Deckelchen.«

Dann suche ich mir jemanden mit Charakter, überlegt Lettie ein bisschen skeptisch – auch wenn er schließlich etwas kleiner und dicker und glatzköpfig sein sollte so wie ihr eigener lieber Vater.

Lettie steht auf und schaltet den Wasserkocher wieder an. Während sie darauf wartet, dass das Wasser kocht, schüttelt sie langsam den Kopf. Die einzige Verbindung, die sie tatsächlich mit dem Krieg gehabt hat, waren die paar kurzen Briefe von Christine aus Kairo. Davon ist allerdings nur einer übrig geblieben: der letzte – auch wenn sie das erst ein paar Jahre später gemerkt hat.

*Kairo, 24. Dezember 1942*

*Liebe Lettie,*

*es ist Heiligabend. So weit weg von zu Hause fühlt es sich seltsam an, jeder Mensch möchte doch an so einem Abend zu Hause sein. Aber ansonsten geht es mir gut, sogar sehr gut.*

*Lettie, du bist jetzt schon fast Ärztin, deshalb will ich dich etwas fragen. Eigentlich frage ich im Auftrag einer Freundin von mir, denn die hat niemanden, den sie fragen kann. Deswegen habe ich ihr versprochen, dir zu schreiben.*

*Diese Freundin hat nämlich einen Freund, der hier Soldat ist, und sie ist selbst auch in Kairo. Ich arbeite nicht mir ihr zusammen, sehe sie allerdings manchmal beim Essen. Jetzt möchte sie gerne wissen, wie man schwanger wird. Ich finde es ziemlich*

*verrückt, so etwas zu fragen, aber dein Vater hat dir immer alles erklärt und jetzt wirst du selbst zur Ärztin ausgebildet, deshalb weißt du es sicher.*

Lettie lässt den Brief für einen Augenblick sinken. Es ist einfach nicht zu glauben, denkt sie: zwei junge Frauen, die älter als einundzwanzig sind und beide tagtäglich mitten in einem Weltkrieg ausharren und von solchen elementaren Dingen keine Ahnung haben. Doch dann schießt ihr wieder durch den Kopf, dass alle ihre Freundinnen, auch Annabel, seinerzeit auf der Schule ebenfalls nichts davon wussten und immer versucht haben, von ihr mehr zu erfahren.

Sie liest weiter:

*Meine Freundin möchte gerne noch etwas anderes wissen. Sie lässt fragen, ob es etwas gibt, mit dem eine Frau, die schwanger ist, mit der Schwangerschaft wieder aufhören kann. Oder lebt das Baby dann schon? Sie hat nicht vor, ihr Baby zu töten, wenn es schon lebt, sie will nur wissen, ab wann so ein Baby wirklich im Bauch ist.*

*Du hältst das sicher für komische Fragen, Lettie, aber meine Freundin würde es wirklich sehr gerne wissen. Ich kann mir vorstellen, dass sie das vielleicht für eine andere Freundin von sich fragt, für eine, die ich nicht kenne. Wir wissen nicht, wen wir fragen könnten, deswegen fragen wir dich.*

*Ich wünsche dir ein besinnliches Weihnachtsfest zusammen mit deinen Eltern.*

*Viele Grüße  
deine Freundin  
Christine*

Noch lange nachdem sie den Brief fertig gelesen hat, lässt er Lettie keine Ruhe. Ist die »Freundin«, von der sie schreibt, möglicherweise eigentlich Christine selbst? Sie weist den Gedanken

sofort weit von sich. Das ist unmöglich, ganz und gar unmöglich. Sie kennt Christine gut genug, um zu wissen, dass sie niemals so etwas mit einem Jungen tun würde. Darüber hinaus weiß sie ganz genau, wie verliebt Christine in De Wet ist. Eigentlich hatte sie von Anfang an die Vermutung, dass Christine vor allem wegen De Wet zur Armee gegangen ist.

Oder ist es nicht gerade sehr gut vorstellbar, dass das Heimweh und die Sehnsucht nach De Wet Christine in die Arme eines anderen Mannes getrieben haben?

Nein, das ist unmöglich, überlegt sie erneut. Ganz abgesehen davon hätte Christine es doch offen gesagt, wenn es so wäre. Oder sie hätte es auf jeden Fall Klara erzählt, denn die beiden sind immer schon ganz dicke Freundinnen gewesen. Und Klara wusste mit Sicherheit nichts von so einer möglichen Entwicklung.

Lettie steht auf, holt ihren Schreibblock aus der obersten Schublade ihres Schreibtisches und beginnt, Christines Brief zu beantworten. Sie gibt ihr Bestes, obwohl es ihr schwerfällt, so etwas zu Papier zu bringen. Vor ihrem geistigen Auge sieht sie Christine beim Lesen des Briefes erröten und muss deshalb ein bisschen lächeln. In den Ohren ihrer Freundin wird sich das alles sicher wie eine große Sünde anhören.

Sie klebt den Umschlag zu, adressiert ihn und schreibt mit großen Buchstaben auf die Rückseite: VERTRAULICH. Dann legt sie den Brief neben den Arztkoffer ihres Vaters, damit der ihn am nächsten Tag zur Post bringen kann.

Im Mai von Letties letztem Studienjahr ist der Krieg in Europa endlich vorbei. Zwei Menschen aus ihrer Umgebung haben mitgekämpft und sind nicht mehr zurückgekommen: der Beiwohnerjunge Gerbrand Pieterse und der älteste Enkel von Herrn Ismail. Christine erwarten sie nun jeden Moment zurück.

Der Italiener, der eine ganze Weile bei der Familie Fourie gewohnt hat, um dort die Brücke zu bauen, und der später auch beim Bau der neuen Dorfkirche geholfen hat, ist nach Italien zurückgefahren. Ein hübscher Mann, hat Lettie immer gedacht,

wenn sie ihm begegnet ist, und auch noch mit einem schönen Namen: Antonio Romanelli. Singen konnte er auch gut, ansonsten war er allerdings ein seltsamer Vogel, der sich hier nicht zu Hause gefühlt hat.

Überall im Land werden Feste gefeiert, um die zurückkehrenden Soldaten willkommen zu heißen. Auch Letties Freunde aus der Universität und ihre Kollegen im Krankenhaus, wo sie ein Praktikum absolviert, sind in Festtagsstimmung. Endlich kommen ihre Brüder, Väter und Freunde für immer nach Hause zurück.

Der Richtige ist Lettie immer noch nicht über den Weg gelaufen. Es wird ein schiefes Deckelchen werden, denkt sie manchmal. Ihre Mutter ist fest davon überzeugt, dass er eines Tages auftauchen werde, sie müsse einfach nur Geduld haben. Zwischendrin arbeitet Lettie hart, um die Beste in ihrer Jahrgangsstufe zu bleiben. Irgendwie muss man schließlich herausstechen.

In den Juliferien des letzten Kriegsjahres quartiert sich Klara unerwartet bei Lettie ein. Lettie muss während der gesamten Ferienzeit ein Praktikum im Krankenhaus absolvieren und ist während dieser Zeit in einem kleinen, zugigen Zimmerchen im Ärztetrakt untergebracht. Klara schläft auf einer Krankenhausmatratze, die sie tagsüber unter Letties Schreibtisch schiebt.

Lettie sieht Klara nicht viel. Eigentlich ist sie ja auch wegen Henk gekommen. Sie sind jetzt verlobt und haben vor, irgendwann zu heiraten. Doch abends, wenn Klara von ihren Ausflügen mit Henk nach Hause kommt, oder morgens früh, bevor Lettie an die Arbeit geht, haben sie wunderbar Zeit, um miteinander zu reden. Klara ist doch wirklich die beste Freundin, die ich habe, denkt Lettie. Wenn ich demnächst im Dorf Hausärztin bin und Klara Lehrerin, dann können wir uns zum Glück viel öfter sehen.

Am Donnerstagabend will Klara wissen: »Lets, hast du eigentlich ein Abendkleid?«

»Ja, sogar mehr als nur eins.« Dass sie alle völlig ungetragen sind, offenbart sie ihr lieber nicht. »Warum?«

»Wir gehen morgen Abend tanzen.«

Lettie fängt an zu lachen. »Du kannst dir mit dem größten Vergnügen eins von meinen Kleidern leihen, aber die sind dir mit Sicherheit hoffnungslos zu weit und zu kurz.«

»Nein, Mann«, erwidert Klara, »du ziehst dir selbst eins an, du gehst nämlich mit.«

Lettie schweigt für einen Augenblick. »Mit dir und Henk?«

»Und einem Kollegen von Henk. Ich habe ihn noch nicht kennengelernt, aber Henk sagt, dass er ein netter Kerl ist.«

»Aber ...« Das geht doch nicht!

»Jetzt stell dich nicht so an, Lettie«, hält Klara ihr entgegen. »Wir gehen zu viert, wir machen uns einfach nur einen netten Abend. Da kannst du nicht Nein sagen!«

Klara kapiert überhaupt nichts, denkt Lettie. Sie weiß nicht einmal, dass sie eigentlich die gute Fee ist, die bei Aschenputtel vorbeischaute.

»Also gut«, gibt sie nach und ihr Herz beginnt schneller zu schlagen. Geht sie wirklich tanzen? In einem ihrer Abendkleider?

Am nächsten Nachmittag, während Klara sich schon waschen gegangen ist, breitet Lettie ihre drei Abendkleider vor sich auf dem Bett aus. Welches soll sie heute Abend anziehen? Ihre Hand streicht über den weichen blauen Stoff des Kleides, das sie im ersten Jahr bekommen hat. Plötzlich muss sie kurz auflachen. Sie hört Annabel sagen: »Lettie, das ist so furchtbar altmodisch! Das ist von 1940!« Doch ja, alle drei Kleider sind aus ihren ersten drei Studienjahren. Danach hat ihre Mutter akzeptiert, dass sie keine neuen Abendkleider mehr braucht. Vielleicht war auch das Material dafür einfach nicht mehr aufzutreiben.

»Welches ziehst du an?«, fragt Klara hinter ihr. »Nimm das dunkelgrüne. Das ist schön!«

Es wird ein märchenhafter Abend. Wie in einer Seifenblase gleitet Lettie über die Tanzfläche, während die Orchestermusik durch ihren Körper fließt. Ihr Tanzpartner ist ein bisschen linkisch und nach einer Weile wird er auch noch ziemlich albern

und lacht laut über seine eigenen Witzchen, aber sie tanzen gut zusammen.

Die beiden Tänze, die sie mit Henk tanzt, sind einfach wunderbar.

Er ist ein wunderbarer Tänzer und ist eine angenehme, unterhaltsame Gesellschaft.

Wieder im Ärztetrakt angekommen, liegen Klara und sie noch bis in die frühen Morgenstunden wach im Bett und plaudern.

»Wann wollt ihr heiraten?«, will Lettie wissen. »Im Dezember?«

»Ich weiß es noch nicht so genau; so etwas will gut überlegt sein«, antwortet Klara.

»Du hörst dich nicht sehr enthusiastisch an.«

»Ich habe mich noch nicht so intensiv damit beschäftigt«, erwidert Klara. »Meiner Meinung nach sollten wir jetzt besser schlafen, schließlich hast du morgen Bereitschaftsdienst.«

»Ich finde, Henk ist wirklich ein feiner Kerl, Klara«, erklärt Lettie nach einer Weile.

»Hmm«, macht Klara vage, so als sei sie zu müde, um zu antworten. Doch bevor Lettie einschläft, hört sie immer noch, wie sich Klara hin und her wälzt, sich ganz in sich zusammenrollt und leise seufzt.

Irgendetwas ist nicht in Ordnung, bemerkt Lettie, doch dann sackt sie in eine herrliche Dunkelheit weg.

Am nächsten Morgen wird Lettie durch das schrille Klingeln ihres Weckers unsanft aus dem Schlaf gerissen. Sie steht auf, setzt den Wasserkessel auf und geht ins Badezimmer. Ihre Füße schmerzen von der ungewohnten Anspannung und ihre Augen brennen nach der kurzen Nachtruhe. Es wird ein langer Tag werden, denkt sie.

Als sie zurückkommt, verkündet Klara: »Ich werde heute Abend meine Verlobung lösen.«

Durch den Schreck ist Lettie auf einmal hellwach. »Ist das dein Ernst?«, fragt sie entsetzt. »Hast du dir das auch gut überlegt?«

»Ja, ich bin mir ganz sicher«, antwortet Klara. »Ich glaube sogar, dass ich schon seit einer ganzen Weile weiß, dass ich es tun sollte, ich habe mich bisher jedoch noch nicht getraut. Es liegt schon eine Zeit lang in der Luft. Und ich mag ihn wirklich gern, Lettie. Ich kann mir nur nicht vorstellen, ihn zu heiraten. Das weiß ich einfach.«

Lettie holt die Kaffeekanne und zwei Tassen aus dem Regal und gibt zwei Löffel Kaffeepulver in den Kaffeefilter. »Gibt es jemand anderen, Klara?« Sie gießt das kochende Wasser darüber. »Vielleicht den Italiener?«

Klara schlägt die Augen nieder.

»Das dachte ich mir schon«, erwidert Lettie mit einem Nicken.

»Da ist nichts zwischen uns, Lettie. Er ist zurück nach Italien, zu seiner Verlobten. Sie werden sicher demnächst heiraten. Schon als der Krieg begann, waren sie verlobt. Er hat mit großer Regelmäßigkeit Briefe von ihr bekommen und ihr auch oft zurückgeschrieben. Wir haben jeden Mittwoch Briefe von ihm zur Post gebracht.« Sie lächelt ein bisschen säuerlich. »Ich weiß ganz genau, wie sie heißt und wie ihre Handschrift aussieht.«

Lettie schenkt den Kaffee in die Tassen ein. »Durch ihn ist dir aber doch deutlich geworden, dass Henk nicht der richtige Mann für dich ist, oder? Tut mir leid, die Milch ist alle. Ich habe vergessen, neue zu kaufen.«

»Weißt du, Lettie«, erwidert Klara traurig, »wenn Antonio mich gefragt hätte, ob ich mit ihm nach Italien gehen möchte, hätte ich meine Koffer gepackt und wäre gegangen. Bei Henk bin ich mir noch nicht einmal darüber im Klaren, ob ich zu ihm nach Johannesburg ziehen würde. Ich weiß nur, dass ich ihn nicht genug liebe, um ihn zu heiraten.«

Lettie schweigt eine Weile und fragt schließlich: »Wann möchtest du ihm das denn sagen?«

»Heute Abend«, antwortet Klara geradeheraus. »Er hat heute den Tag über Dienst, aber heute Abend gehen wir zusammen ins Kino. Da muss ich mit ihm reden, denn morgen fahre ich wieder nach Hause.«

Armer Henk, denkt Lettie. Armer Henk.

Als Klara abends zurückkommt und sich auf ihre Matratze legt, tut Lettie so, als würde sie schon schlafen. Sie möchte Klaras Geschichte nicht hören. Unwillkürlich schweifen ihre Gedanken um Henk. Schließlich weiß sie, wie es sich anfühlt, wenn die allumfassende Liebe für einen anderen nicht ausreicht.

Am nächsten Morgen tragen Klara und Lettie gemeinsam Klaras Sachen zum Parkplatz. »Danke für alles, Lettie; es war schön, wieder einmal miteinander zu sprechen«, verkündet Klara ein bisschen unbehaglich. Ihre Augen sind voller Kummer.

»Du bist hier immer willkommen, jedenfalls solange es dir nichts ausmacht, auf einer harten Krankenhausmatratze zu schlafen«, versucht Lettie die ungemütliche Stimmung aufzuheitern.

»Danke«, erwidert Klara mit einem Nicken. »Wie sieht es aus? Ziehst du nicht in etwa zwei Jahren wieder zurück ins Dorf, um von deinem Vater die Praxis zu übernehmen?«

»Ja«, knüpft Lettie an diese neue Gesprächsmöglichkeit an. »Mein Vater hätte es gern, dass ich die Praxis ganz übernehme. Er ist auch schon siebzig, musst du wissen.«

»Aber ... das ist doch schon ganz schön alt!«, wundert sich Klara verduzt.

Lettie lacht nachsichtig. »Meine Eltern waren schon ganz schön alt, als ich geboren wurde; mein Vater war da beinahe fünfzig und meine Mutter fünfundvierzig. Oh, da kommt Henk.«

Kurz bevor Henks Auto neben ihnen anhält, fragt Lettie noch schnell, zum letzten Mal: »Klara, weißt du jetzt sicher, dass du die richtige Entscheidung getroffen hast?«

»Ja, ganz sicher.«

Dann steigt Henk aus. Er sieht ein bisschen bleich aus, fällt Lettie auf, und er wirft ihr nur einen flüchtigen Blick zu. »Ist das alles? Soll ich es schon einmal einladen?«, versucht er freundlich zu sein.

»Das ist alles, vielen Dank, Henk«, antwortet Klara. Sie schaut ihn nicht einmal an.

Kurz bevor sie wegfahren, sagt Lettie aus einem Impuls heraus zu Henk: »Wenn du Lust hast, kannst du gern einmal auf einen Kaffee vorbeikommen. Wann immer du möchtest.«

Die graublauen Augen hinter den Brillengläsern schauen sie kurz direkt an. Für einen flüchtigen Moment lang hellt sich sein Gesicht auf. »Danke, Lettie, darauf komme ich sicher einmal zurück«, verspricht er. Dann schaut er weg, doch der Kummer in seinen Augen bleibt ihr nicht verborgen.

**D**amit beginnt das Warten.

Lettie weiß ganz genau, dass Henk irgendwann auf einen Kaffee vorbeikommen wird, denn sie konnte in seinen Augen sehen, wie sehr er sich über ihre Einladung gefreut hat. Eines Abends wird er plötzlich vor der Tür stehen und sagen: »Komm, Lettie, lass uns den versprochenen Kaffee trinken gehen.« Vielleicht werden sie über Klara sprechen – ja, sicher, denn er kann natürlich immer noch an nichts anderes denken. Und dann wird sie ihm zuhören – denn das kann sie gut.

Nach einer Weile werden sich die Gespräche immer weniger um Klara drehen, dann werden sie ihre eigenen Gesprächsthemen finden. Sie könnten über seine Arbeit plaudern oder über die Famulatur, die sie im nächsten Jahr absolvieren muss. Vielleicht werden sie auch einmal ins Kino gehen. Oder noch einmal zum Tanzen.

Am Ende der Ferien zieht Lettie wieder ins Studentenwohnheim zurück. Henk kann sie hier ebenfalls sehr einfach finden. Er hat sich schon einmal danach erkundigt, in welchem Wohnheim sie wohnt.

Doch niemals klopft eine von den Studentinnen aus dem ersten Jahr an ihre Tür, um ihr mitzuteilen, dass jemand für sie am Telefon ist oder Besuch vor der Tür steht.

**K**urz vor den Abschlussprüfungen sagt Carol-Ann: »Kommst du mit? Lass uns irgendwo in der Stadt einen Kaffee trinken gehen, so zum Abschied. In irgendeinem schicken Laden.«

Sie kleiden sich so vornehm wie möglich, inklusive Hut und Handschuhe, und fahren dann mit einer ratternden Straßenbahn in die Innenstadt. Dort bestellen sie zwei Tassen englischen Tee mit Kuchen und Schlagsahne, beides essen sie mit einer kleinen Gabel. Mit den feinen Servietten tupfen sie sich sorgfältig die Mundwinkel sauber und schauen sich schließlich lachend an. »Du bist eine tolle Zimmergenossin gewesen, du Landei«, verkündet Carol-Ann.

»Ja, du Hinterwäldlerin, wir haben zusammen eine wunderbare Zeit gehabt«, erwidert Lettie etwas ernster. »Ohne dich wäre das Studentenleben völlig an mir vorbeigegangen.«

»Das kannst du wohl sagen«, stimmt Carol-Ann ihr zu. »Aber wie dem auch sei, lass uns gehen, wir müssen wieder an unseren Schreibtisch.«

In der Straßenbahn gehen sie bis ganz vorne durch, wo noch zwei Plätze frei sind. Mit einem Plumps lassen sie sich auf den Sitz fallen, als die Straßenbahn ruckartig wieder anfährt.

»Hallo, Lettie«, begrüßt sie eine Stimme, als sie gerade wieder sitzt.

Lettie schaut mit einem Ruck zur Seite, direkt in zwei freundliche graublaue Augen auf der anderen Seite des Mittelgangs. »Hallo, Henk«, antwortet sie und spürt, wie ihr das Blut in die Wangen steigt.

»Schön, dich wiederzusehen. Geht es dir gut?«, fragt Henk freundlich.

Lettie nickt hastig. »Ja, mir gehts gut, danke.« Sie schluckt. »Und dir?«

Doch sie hätte gar nicht fragen brauchen. Neben ihm, an ihn angelehnt mit einer schlanken Hand auf seinem Bein, sitzt eine attraktive Brünette. Auch sie lächelt Lettie freundlich zu – ihre Lippen sind voll und rot, ihre Haut glatt wie Seide und um ihr Gesicht tanzen weiche Locken.

In dieser Nacht nimmt Lettie sich vor, Henk ein für alle Mal zu vergessen. Er wird sich genauso wenig nach ihr umschaun wie De Wet. Von jetzt an wird sie Männer nur noch als Kollegen

betrachten oder höchstens als gute Freunde. Nicht mehr. Männer bereiten einem ansonsten nur Kummer, ganz viel Kummer.

Von jetzt an werde ich mich ganz auf meinen Beruf konzentrieren, beschließt sie, während sie in dieser heißen, windstillen Nacht kurz vor ihrer Abschlussprüfung in ihrem Bett liegt. Ich werde die bestmögliche Ärztin werden, überlegt sie später, während sie vor dem Fenster steht. Ich gehe ins Bosveld zurück, um meinen eigenen Leuten zu helfen, sodass irgendwann alle von Lettie Louw sprechen werden, der Ärztin des Bosveldes.

Als die möchte ich in Erinnerung bleiben, denkt sie, während in den frühen Morgenstunden eine leichte Brise die Gardinen bewegt. Sie spürt, wie der Wind an ihrem Körper entlangstreicht; das weiche Nachthemd streichelt ihre üppigen Rundungen. Und sie ahnt: Kein einziger Mann wird mir je seine Aufmerksamkeit widmen.

Sie legt sich wieder ins Bett in der festen Überzeugung, dass sie etwas aus ihrem Leben machen wird. Doch als der Morgen schon graut, weint sie sich in den Schlaf.

### 3. Kapitel

**M**arco Romanelli ist der Älteste von drei Jungen. Mit seinen Eltern und seinen Brüdern wohnt er in einem kleinen Dörfchen hoch in den Alpen im Norden Italiens, nahe der Grenze zu Frankreich und der Schweiz.

Das Dorf liegt sehr abgelegen. Der Weg dorthin schlängelt sich steil nach oben und ist voller scharfer Kurven. Fremde benutzen ihn nur selten.

Das Häuschen der Familie Romanelli steht mitten im Dorf, auf der anderen Seite des Dorfplatzes. Marcos Eltern, Guiseppe und Maria, schlafen im Schlafzimmer und Marco teilt sich mit seinen Brüdern Antonio und Lorenzo das kleine Kämmerchen auf der Rückseite. Ansonsten gibt es in dem Haus nur noch ein weiteres Zimmer. Das ist die geräumige Wohnküche mit einem großen Holztisch und sechs Stühlen, einem offenen Herd, dem Kamin und dem kleinen Ofen. Draußen gibt es noch einen großen Backofen, im Winter jedoch, wenn die Schneewehen an den Hauswänden in die Höhe steigen und man manchmal wie ein Maulwurf einen Tunnel graben muss, um ins Haus zu kommen, benutzt Maria ausschließlich den Ofen im Haus.

Vor dem Häuschen ist eine Terrasse, auf der Guiseppe jeden Samstagnachmittag mit seinen Freunden sitzt und Schach spielt. Und wo sie miteinander plaudern und sich selbst aus dem Krug ein Weinchen einschenken, das sie Schlückchen für Schlückchen aus irdenen Bechern trinken.

Maria Romanelli ist den ganzen Tag über in und um das Haus herum beschäftigt. Sie kocht und backt und schrubbt, sie hackt und säht und fegt, sie strickt Pullover, näht Hosen um und stopft Strümpfe. Sie singt bei der Arbeit und hält ein Schwätzchen mit jedem, der ihr über den Weg läuft.

Guiseppe Romanelli ist Bildhauer. Er meißelt Skulpturen aus

dem weißen Marmor, das er aus den Steinbrüchen rund um das Dorf holt. Er ist ein schweigsamer Mann, und wenn er etwas sagt, braucht er dafür sehr viel Zeit, denn er kann nicht besonders gut mit Worten umgehen. Schon als Kind nicht. Sie sitzen bombenfest in seinem Kopf und können nur stotternd seine unwillige Zunge passieren. Zuhören kann er jedoch gut und er bekommt alles mit, was um ihn herum passiert.

Die einzigen Menschen, die Marco kennt, sind die Leute aus dem Dorf: Pater Enrico, der gleichzeitig auch der Schulmeister ist, der Baron von Veneto, der in einer steinernen Villa hoch oben auf der Anhöhe über dem Dorf wohnt, und der Arzt, der schlaueste Mann des Dorfes.

Ansonsten wohnen dort eine Menge gewöhnlicher Leute, Menschen wie Sofia und Luigi mit ihrem außerehelichen Enkelkind, Anna mit ihrer spitzen Nase, die Männer, die in den Weinbergen, auf den Baumstücker und in den Steinbrüchen arbeiten, die Frauen, die das Essen kochen, die Wäsche waschen und die Kleidung nähen.

Und dann ist da natürlich noch Gina Veneto, die durch und durch verwöhnte und schwierige Tochter des Barons. Mit ihren Locken und ihren blauen Augen sieht sie aus wie ein Püppchen, wenn die Romanelli-Brüder allerdings nicht exakt das spielen, was sie spielen möchte, steht sie unverzüglich bei ihrem Vater auf der Matte und jammert ihm die Ohren voll. Zum Glück ist sie eine ganze Ecke jünger als Marco, sie ist ungefähr so alt wie Lorenzo, deshalb muss Marco sich nicht allzu oft mit ihr abgeben.

Manchmal, ganz manchmal holt der Arzt am Samstagnachmittag sein Grammophon heraus und nimmt es zusammen mit ein paar Schallplatten auf die Terrasse von Guiseppe und Maria mit. Dann legt er eine der Platten auf den Plattenteller, dreht den klaffenden Mund des Lautsprechers so, dass alle es hören können, zieht das Grammophon vorsichtig auf und lässt die Nadel ganz langsam auf den Rand der Schallplatte sinken.

So hört Marco zum ersten Mal Enrico Caruso singen und Tito Schipa, Beniamino Gigli und den Bassänger Ezio Pinza und so

lernt er auch die Kanarienvogelstimme der Sopranistin Amelita Galli-Curci kennen. Und er weiß sofort: Das ist himmlische Musik.

Kurz vor seinem sechzehnten Geburtstag zieht Marco ins Internat, in die höhere Schule in dem größeren Ort, denn er ist intelligent – das sind übrigens alle Jungen im Hause Romanelli. Es ist mitten in der Weltwirtschaftskrise, Anfang der Dreißigerjahre, doch der Arzt gibt etwas dazu, genauso wie Marcos Onkel in Florenz und sogar der Baron.

Als Marcos Bruder Antonio zwei Jahre später ebenfalls in die höhere Schule kommt, wechselt Marco zur Universität nach Turin. Und für ein Wochenende im Vierteljahr sowie während der Semesterferien kommen Marco und Antonio mit dem Bus nach Hause.

In Turin studiert Marco Sprachen: Italienisch und natürlich Latein, aber auch Französisch, Deutsch und Englisch. Danach studiert er Musik und Musikgeschichte. Er ist ganz versessen auf Musik, doch die Literatur geht ihm über alles – in ihr kann er sich ganz und gar verlieren.

Was ihn dagegen überhaupt nicht interessiert, ist Politik. Selbst als Italien am 3. Oktober 1935 in Abessinien einmarschiert, kümmert es ihn nicht. Dass dort in dem fernen, afrikanischen Land Senfgas aus Flugzeugen über die kleinen Dörfer niederregnet, bekommt er nicht einmal mit, während die Studenten um ihn herum über Politik sprechen. »Marco lebt in seiner eigenen Welt«, behaupten seine Kommilitonen.

Was Marco 1935 jedoch frontal trifft und ihn völlig aus seiner Traumwelt von alten Büchern vertreibt, ist die Bekanntschaft mit Rachel Rosenfeld.

Im Jahr zuvor hat Herr Rosenfeld ein Geschäft im Dorf eröffnet. Darüber sind die Leute sehr froh gewesen, denn bis dahin gab es keinen Laden. Und einmal in der Woche kam der Bus aus der größeren Stadt und brachte neue Vorräte.

Herr Rosenfeld, sein molliges Frauchen und ihre beiden Töchter kommen aus Litauen. Dort sind die Zustände unhaltbar ge-

worden, hat Frau Rosenfeld mit ihrem komischen Akzent berichtet. Die Juden haben dort keinerlei Rechte mehr, genau wie in Russland, wo sie vorher gewohnt haben. Sie können nichts tun und lassen, ohne verfolgt zu werden.

Die älteste Tochter heißt Rachel – sie ist ungefähr so alt wie Gina. Ihre Schwester heißt Ester. Rachel arbeitet tagsüber in dem Geschäft ihres Vaters und Ester geht noch bei Pater Enrico in die Schule.

Als Marco wieder einmal für eine längere Ferienzeit nach Hause kommt, schaut er sich nach den glänzend schwarzen Haaren und den rabenschwarzen lachenden Augen von Rachel Rosenfeld die Augen aus. Ihre samtweiche Haut und ihre roten Apfelwangen gehen ihm nicht mehr aus dem Sinn. Wenn sie lacht, glänzen ihre weißen Zähne und ihre Stimme klingt wie ein helles Glöckchen.

Kein Dante oder Rilke oder Shakespeare – nicht einer der großen Dichter der Welt könnte ihre Schönheit beschreiben.

Er sieht auch die sanften Rundungen ihres jungen Körpers. Und so verliert in diesen Ferien Marco Romanelli sein Herz an Rachel Rosenfeld.

An einem warmen Sommerabend schlendern die jungen Leute aus dem Dorf auf dem Trampelpfad den Berg hinauf über die *Ponte del Bartolini*, über das Bergplateau, wo die Jungen samstags Fußball spielen, an dem jahrhundertealten Glockenturm ohne Glocke vorbei zu den Ruinen der alten Festung. Das Kastell ist schon seit ewigen Zeiten unbewohnt und verfallen – nur die dicken Steinmauern stehen noch genau so dort, wie sie vor Jahrhunderten gemauert worden sind.

Marco geht mit ruhigen Schritten und neben ihm läuft Rachel. Er blickt nicht zu ihr hinüber, fasst sie auch nicht an, er ist sich nur auf intensive Weise ihrer Nähe bewusst. Dunkel ragt der Turm der Festung über ihnen in den Himmel.

Er hört ihre Stimme, nickt, als sie ihm erzählt, wie sich Sofia ständig über die Preise von allem beschwert, was sie kauft. »Aber

wir müssen sie nehmen, wie sie ist. Eigentlich ist sie ja ein guter Mensch, was denkst du, Marco?»

»Ja«, antwortet Marco und fährt sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Wie erklärt man nur einem bildschönen Mädchen, dass ...

»Ich habe ständig Schwierigkeiten mit ihrem Enkelkind. Das sieht immer so aus, als hätte es Angst, dass ihm jemand eine Ohrfeige gibt«, plaudert Rachel weiter. »Hast du dir das Kerlchen mal genauer angesehen?»

»Ja«, antwortet Marco. Wie soll er ihr nur klarmachen, dass er in sie verliebt ist? Wäre es nicht einfacher gewesen, wenn er ihr geschrieben hätte?

»Und der alte Luigi ist so ein Witzbold«, plappert Rachel weiter. »Weißt du, was er neulich gemacht hat?«

Aber ein echter Mann erledigt so etwas doch nicht schriftlich! So etwas muss man einem Mädchen von Angesicht zu Angesicht sagen. Man muss es sorgfältig angehen, ihre Reaktion abschätzen, sich an die Situation anpassen. Es ist nur so, dass er in solchen Dingen keinerlei Erfahrung hat, eigentlich kennt er außer seiner Mutter überhaupt keine anderen Frauen.

Er hat eigentlich überhaupt keine Ahnung, wie eine Frau denkt.

»Marco?«

»Ja, nein, ich weiß es nicht«, erwidert er ins Blaue hinein.

Rachel bleibt mit einem Ruck stehen und schaut ihn an. »Marco, hörst du mir eigentlich zu, wenn ich dir etwas erzähle?«, will sie wissen, aber sie lächelt dabei. Ihr Mund ist ein wenig geöffnet und ihre vollen Lippen glänzen.

Er bleibt ebenfalls stehen und blickt sie an. Wie schön sie ist! »Du bist bildschön, Rachel Rosenfeld«, entgegnet er dann.

Ihr Gesicht ist plötzlich wie versteinert, der Schreck kriecht ihr in die Augen.

Er fährt sich durch die Haare. Was hat er nur angestellt!

Schließlich kommt Leben in die dunklen Augen. »Marco?«, flüstert sie zögernd.

Eine beinahe überwältigende Zuneigung wallt in ihm auf. Er

hat sich nicht mehr unter Kontrolle – sanft legt er seine Hand an ihre Wange. »Ich ... Du bist schön, Rachel.«

Sie schüttelt voller Unverständnis den Kopf. »Was willst du von mir, Marco?«, fragt sie. Ihre Stimme klingt fester als gerade eben.

Ich bin verrückt geworden, fährt es ihm flüchtig durch den Kopf, ich bringe alles durcheinander. Jetzt kann ich es auch durchziehen, besser jetzt als nie. Mehr als Nein sagen kann sie ja nicht. »Ich liebe dich, Rachel«, offenbart er ihr dann einfach und schüttelt seinen Kopf dabei. »Ich liebe dich wie ... ein Mann eine Frau liebt. Ich finde dich ...« Er zögert kurz, sagt dann aber doch: »Ich finde dich sehr schön.«

Sie runzelt ein wenig die Stirn. Ihr Gesicht sieht ernst aus, ihre Augen sind wachsam. »Ich bin eine Jüdin, Marco.«

Das verschlägt ihm für einen Augenblick die Sprache. Nie hätte er erwartet, dass sie so reagiert. Doch dann bemerkt er erneut ihre samtweiche Haut. Ihr Gesicht badet im Gold der letzten Sonnenstrahlen. »Das weiß ich, Rachel«, erwidert er.

Sie beißt sich leicht auf die Unterlippe, ihre Zähne glänzen. »Und du bist römisch-katholisch.«

Er nickt und schaut in eine andere Richtung, blickt über das Tal, das sich dort tief unten in einem blauen Schimmer zwischen den Ausläufern der Berge entfaltet. Worauf will sie jetzt hinaus?

»Schau mich einmal an, Marco.«

Langsam wendet er ihr seinen Blick wieder zu. In ihren Augen liegt eine uralte Schwermut, das Schicksal des auserwählten Volkes, das in dem neuen Europa zum ausgestoßenen Volk geworden ist. »Ich weiß, dass wir unterschiedlichen Religionen angehören, Rachel, aber es ist jetzt zu spät, sich darüber Gedanken zu machen. Ich habe dich gefunden und möchte dich besser kennenlernen«, verkündet er.

Sie schüttelt den Kopf. »Meine Eltern ... und deine Eltern ... Marco, aus so einer Freundschaft kann doch nichts werden, jedenfalls nicht in dieser Hinsicht.«

Er nickt. Sie ist so viel älter als ihre fünfzehn Jahre, denkt er, so viel erwachsener als die Schnattergänse an der Universität. »Viel-

leicht hast du recht, Rachel«, stimmt er ihr leise zu, »aber so sehr ich die Wünsche unserer Eltern respektiere, es ist unser Leben. In den letzten Monaten bin ich ... Nun ja, ich liebe dich. Daran kann ich nichts ändern oder besser ... daran will ich eigentlich gar nichts ändern. Ich finde, wir sollten es versuchen, einfach versuchen.«

Sie presst ihre Hände an ihre roten Wangen, während ihre großen, dunklen Augen ihn nicht loslassen.

»Du brauchst jetzt nichts zu sagen«, erklärt er sanft. »Ich wollte dir nur sagen, was ich für dich empfinde. Komm, wir müssen langsam wieder zurück, es wird bald dunkel.«

Schweigend gehen sie ins Dorf zurück. Was gesagt wurde, hängt ein wenig zitternd zwischen ihnen.

Die Ferien sind fast vorbei. Noch zweimal gehen sie gemeinsam über die Brücke auf halbem Weg zum Kastell. Jetzt ist Rachel diejenige, die schweigt, während Marco versucht, das Unbehagen zu überbrücken, indem er über alles Mögliche plaudert.

Das war dumm von mir, denkt er in der Nacht, ich habe meine Chance verspielt, ich habe zu schnell etwas gesagt und jetzt hat sie Angst vor mir. Außerdem ist sie viel zu jung.

Doch am letzten Abend, bevor er zur Universität zurückfahren muss, steht Rachel in der Dämmerung in dem kleinen Garten hinter seinem Haus. »Sollen wir noch einen kleinen Spaziergang machen, so zum Abschluss?«, fragt sie schüchtern.

Marcos Herz schlägt plötzlich schneller. Die Freude will in ihm aufsprudeln, die Unsicherheit darüber, was sie ihm zu sagen hat, dämpft allerdings von vornherein seine Aufregung.

Sie schlendern bis zur alten Brücke über den Bartolini. Dort bleibt sie stehen. Sie schaut nach unten, in die schmale Schlucht hinein, die der schmelzende Schnee und das Regenwasser innerhalb von Jahrhunderten tief in das Tal zwischen den Bergen geschliffen haben.

»Was ist los, Rachel?«, will Marco leise wissen.

Sie starrt weiter in die Schlucht. Von dem schmalen Weg zum Dorf ist nur noch ein kleines Stückchen zu sehen. »Der Weg in

unser Dorf ist ein richtig gewundener Pfad, nicht wahr?«, sagt sie.

»Selbst ein solcher Pfad kommt immer irgendwo an, Rachel«, erwidert er ernst.

Plötzlich schaut sie ihn an. Ihre Augen sind groß und sehr dunkel.

»Ich wollte, es würde funktionieren, Marco«, verkündet sie stockend. »Aber ...« Sie seufzt tief.

Er ergreift den Strohalm mit beiden Händen. »Empfindest du denn dasselbe wie ich?«

Sie zögert kurz und nickt dann. »Ja, Marco, ich empfinde dasselbe wie du.«

Die Freude ergreift seinen ganzen Körper, lässt es in seinem Kopf leicht werden, hebt ihn über die finsternen Mauern der Festung empor, über die Bergspitzen der Alpen, die sich in all ihrer Majestät über ihnen erheben. »Mehr braucht es nicht, Rachel«, beruhigt er sie. »Vorläufig braucht es nicht mehr.«

1938 wird Marco Lehrer in der kleinen Dorfschule von Pater Enrico. Er übernimmt die oberen Klassen und unterrichtet die Kinder in Latein, Mathematik, Englisch und Musik, sodass sie nicht mehr in den größeren Ort müssen, um ihren Schulabschluss zu machen. Jetzt bekommen viel mehr Dorfkinder die Chance auf eine gute Bildung, sagen die Leute zufrieden.

Rachel und Marco gehen jeden Abend spazieren.

Das bemerken die Leute im Dorf und tuscheln darüber. Zwei dieser gut aussehenden, jungen Leute, beide aus unserem Dorf. Aber ach, wie soll das nur werden mit ...? Dann zucken sie mit den Schultern.

In demselben Jahr geschieht auch der »Anschluss«, mit dem Hitler ohne viel Aufhebens Österreich an Deutschland angliedert.

»Das ist erst der Anfang«, jubelt Lorenzo, Marcos jüngster Bruder, der mittlerweile auch studiert. »Deutschland und Italien werden gemeinsam der Welt zeigen, was eine Harke ist, wartet es nur ab.«

Marco runzelt die Stirn. »Du hörst dich an, als würdest du Hitlers Verhalten gutheißen«, erwidert er ernst in einem fragenden Tonfall.

»Natürlich tue ich das. Die Deutschen holen sich systematisch zurück, was ihnen nach dem Weltkrieg gestohlen worden ist. Hitler ist der starke Mann Europas und Mussolini der schlaue. Zusammen sind sie unbesiegbar«, erklärt Lorenzo enthusiastisch.

In dieser Nacht macht Marco kein Auge zu.

Lorenzos Worte hängen wie ein Schwert über seinem Kopf. Mussolini rennt Hitler wie ein Schaf hinterher. Und auf der ganzen Welt gibt es keinen größeren Antisemiten als Hitler.

In den letzten Tagen des Jahres 1938 wird Marcos Gesicht immer ernster und Rachels Lachen verstummt, denn Mussolinis Rassengesetze werden immer radikaler. Das neueste untersagt die Eheschließung zwischen Juden und Italienern.

»Was sollen wir denn jetzt machen, Marco?« Es klingt flehentlich.

»Uns wird schon etwas einfallen, das verspreche ich dir«, erwidert er und streicht ihr die dunklen Haare aus dem Gesicht.

Nachdem Deutschland am 1. September 1939 in Polen einmarschiert ist, ist es im Dorf still geworden. Die Leute haben gewusst, was ihnen bevorstand. Sie haben den Weltkrieg überlebt. Viele ihrer Lieben nicht.

Nirgendwo ist es stiller als in dem kleinen Häuschen der Familie Rosenfeld. Sie haben den Antisemitismus am eigenen Leib erfahren müssen, zuerst in Russland und später in Litauen. Herr Rosenfeld wird zusehends dünner.

Rachel öffnet immer noch jeden Morgen pünktlich das Geschäft, wenn sie allerdings ein seltsames Geräusch hört, schaut sie unverzüglich auf.

Es ist wie die Ruhe vor dem Sturm. Die Menschen warten ab.

Sechs Monate später bricht der Sturm über Europa los. Deutschland beginnt den »Blitzkrieg«, die deutsche Wehrmacht beginnt mit ihrem Sturmangriff. Am 9. April bekommen Dänemark

und Norwegen ein Ultimatum gestellt: Sie haben sich unverzüglich unter die Schirmherrschaft des Deutschen Reichs zu stellen. Dänemark ergibt sich, Norwegen wird von Nazipanzern überrollt.

Der Krieg kriecht langsam, aber sicher in die Häuser hinein. Er weht mit dem pfeifenden Wind mit, wenn die Tür geöffnet wird, er schlüpft durch die Ritzen in den Holzböden und den verschlossenen Fensterläden. Abends, wenn auf den geschrubbten Tischen Pfannen mit dampfender *polenta* und *spezzatino* und Flaschen mit selbst gekeltertem Wein stehen, tröpfelt er in jeder Familie zwischen den Worten der Tischgespräche hindurch und spült sich ins Herz des Hauses hinein.

Anfang Mai fangen Hitlers Panzerdivisionen an, über die norddeutsche Tiefebene nach Westen zu rollen. Ein Meer von deutschen Panzern schwappt in einer riesigen Flutwelle über die niederländischen Dörfer hinweg. Der Deich des niederländischen Heeres bricht und die ganzen Niederlande brechen unter dem Angriff zusammen. Der Blitzkrieg stürmt durch Gelderland, über Utrecht hinüber bis mitten hinein nach Amsterdam und weiter südlich durch Belgien. Am 15. Mai ergeben sich die Niederlande, am 28. Mai fällt Belgien.

Englische, französische und belgische Truppen sitzen bei Dünkirchen wie Ratten in der Falle und werden durch eine Flottille aus Fischerbooten gerettet.

Die Gerüchte über die Judenverfolgung in Deutschland und Österreich werden mit jedem Tag schlimmer. Obwohl die Leute im Dorf immer noch sehr an Herrn und Frau Rosenfeld und ihren beiden Töchtern hängen, wird es für sie in Italien und in ihrem Dorf immer unsicherer.

Als der Arzt an einem Nachmittag zusammen mit Marco den Berg besteigt und erst nach Einbruch der Dämmerung wieder zurückkommt, seufzen die Männer tief und die Frauen fangen an zu murmeln, ihre Rosenkränze zwischen den Fingern.

Es ist Samstagnachmittag. Guiseppe Romanelli, Don Veneto, Pater Enrico und der Arzt sitzen an ihren Schachbrettern. Die jungen Männer spielen Boccia auf dem Dorfplatz und die Jungen kicken auf dem Plateau oberhalb des Dorfes ihren Fußball.

Die Sonne scheint, es ist Sommer. Maria schüttelt die Teppiche aus und hängt sie nach draußen, Sofia legt dünne Tomatenscheiben zum Trocknen auf ein Gitter und alle Frauen des Dorfes kochen frisches Obst und Gemüse ein und schöpfen es in heiße Glasbehälter, die sie sorgfältig versiegeln. Schließlich kann man nie wissen.

Zwei Figuren steigen den Berg hinauf. Der Mann trägt einen Korb in der Hand. An diesem sonnigen Samstagnachmittag gehen sie Hand in Hand, denn mittlerweile weiß es ja doch jeder: Marco Romanelli und Rachel Rosenfeld sind ein Liebespaar.

In der Nähe der Festung breitet Marco ein kariertes Tuch auf dem Gras aus. Rachel packt den Korb aus: Brote mit Ziegenkäse und Schinken, *biscotti* und Äpfel, eine Karaffe mit Wein. Dann lässt sie sich neben ihm auf die Decke fallen. »Was ist es in der Sonne so wunderbar warm, nicht wahr, Marco?«, fragt sie. Sie lehnt sich zurück, um mit geschlossenen Augen ihr Gesicht bescheinen zu lassen.

»Wir haben wirklich ein paar herrliche Tage«, erwidert dieser. »Und jeden einzelnen Moment sollten wir genießen.«

»Denn der Winter kommt bestimmt«, entgegnet sie mit weiterhin geschlossenen Augen.

»Ja«, stimmt er ihr zögernd zu, »der Winter ist im Anzug.«

Marco schaut in ihre dunklen Augen. Heute muss ich mit ihr reden, heute ist der richtige Zeitpunkt, das weiß er sehr gut. Heute müssen sie einen Aktionsplan besprechen. Nur weiß er nicht, wie er es anpacken soll.

Er zieht sie dichter an sich. Eine leichte Brise kommt auf.

Er zögert noch einen Augenblick, doch dann nimmt er all seinen Mut zusammen. »Manchmal muss man der Wahrheit direkt ins Auge sehen«, erklärt er ernst.

»Jetzt zum Beispiel?«, will sie wissen und schaut ihn fragend an.

»Ja, Rachel, jetzt zum Beispiel. Wir müssen wirklich reden!«, erwidert er drängend, beinahe flehentlich.

»Das weiß ich.« Es klingt hohl, so als käme es von weit weg. »Wir müssen weg, stimmt's? Jetzt sofort.«

Marco nickt langsam. »Das wäre besser, jedenfalls für eine Weile. Vielleicht in die Schweiz, die ist doch um die Ecke. Ich werde euch helfen, Rachel, ich werde ...«

»Wir schaffen das besser allein.«

»Nein, Rachel, wir haben schon alles besprochen. Ich gehe mit, ich werde dafür sorgen, dass ihr für den Rest des Krieges in Sicherheit seid.«

»Können wir uns nicht einfach in unserem Haus verstecken? Niemandem die Tür aufmachen, die Fensterläden geschlossen halten? Und dann bringst du uns nachts etwas zu essen?«

»Nein, das würde nicht funktionieren und das weißt du auch.«

Sie seufzt tief. »Ja, du hast recht. Ich habe das alles einfach nur so satt ... schon wieder irgendwo wegzumüssen.«

Schließlich schüttelt sie sich die dunklen Locken aus dem Gesicht und verkündet mit einem tapferen Lächeln: »Du hast recht, manchmal muss man der Wahrheit direkt ins Auge sehen. Und das werde ich jetzt tun.«

Er umarmt sie fest und küsst sie auf die Stirn. Schließlich erklärt er mit einer erzwungenen Fröhlichkeit: »Wenn du mich fragst, ist es jetzt Zeit zum Essen, was meinst du? Ein Picknick ohne Essen ist doch schließlich kein richtiges Picknick.«

Während sie in der Dämmerung zum Dorf zurückschlendern, ihre Hand sicher in seine gelegt, erklärt Marco: »Der Krieg wird nicht ewig dauern, Rachel. Hitler wird besiegt werden, das weiß ich sicher. Dann kommt ihr wieder in unser Dorf zurück und dann suchen wir uns jemanden, der uns verheiratet, wegen mir können das ein Priester und ein Rabbi gemeinsam tun, was meinst du?«

»Glaubst du wirklich, dass das eines Tages passieren wird?«

»Ja, Rachel, da bin ich mir sicher«, verkündet er resolut.

Doch um sein Herz schließt sich eine kalte Hand.

Die Gerüchte nehmen zu: schreckliche Geschichten über die Verfolgung der Juden in Deutschland und Österreich, aber auch in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn.

»Ich gehe mit euch zusammen von hier weg«, offenbart Marco eines Abends Herrn Rosenfeld. »Wir schauen einmal, ob wir irgendwo in der Schweiz oder in Frankreich einen Unterschlupf für euch finden können.«

»Du gehörst hierher, Marco«, widerspricht ihm Herr Rosenfeld müde. »Wir schaffen das schon allein.«

»Ich gehe mit«, entgegnet Marco mit Bestimmtheit. »Sobald ich weiß, dass ihr in Sicherheit seid, gehe ich ins Dorf und zu den Kindern in meiner Klasse zurück. Nach dem Krieg hole ich euch wieder zurück. Das kann nicht mehr lange dauern.«

»Also gut, dann komm mit«, sagt Herr Rosenfeld.

In der darauffolgenden Woche nehmen die Rosenfelds den Bus und reisen mit all ihrem Hab und Gut ab. Marco fährt mit ihnen, seinen Rucksack hat er über eine Schulter gezogen.

Als sich der Bus allerdings eine Woche später wieder den Hügel hinaufarbeitet und auf dem Dorfplatz anhält, steigen sie alle mit ihrem gesamten Gepäck wieder aus.

»Frankreich ist keine Option mehr, die Juden flüchten in Scharen von dort. Und die Schweiz hat die Grenzen geschlossen«, erklärt Marco, während er sich müde durch das schwarze Haar streicht. »Das Land wird von einer Flüchtlingswelle heimgesucht. Die Leute kommen aus Frankreich und Italien, aus Deutschland und Österreich, ja sogar aus Ländern wie Polen und Russland. Nur die Allerreichsten können sich dort noch hineinkaufen.«

Die Sorgen haben tiefe Linien in das Gesicht von Herrn Rosenfeld gegraben. Frau Rosenfeld schüttelt verzweifelt ihren Kopf und Rachels apfelrote Wangen sind ganz bleich.

Am nächsten Morgen öffnet Rachel wie gewöhnlich das Geschäft, so als sei gar nichts gewesen. Die Frauen kaufen Mehl, Kaffee und Stopfgarn ein, denn die Vorräte zu Hause haben schwer abgenommen. Das Leben geht wieder seinen jahrhundertealten Gang.

Am 10. Juni 1940 erklärt Mussolini England und Frankreich den Krieg.

Als auch die Franzosen kapitulieren, sind die Menschen im Dorf niedergeschlagen. Es ist doch gut, dass die Familie Rosenfeld nicht nach Frankreich gegangen ist, sagen sie zueinander. Denn wenn irgendwo hoch über den Köpfen die schwarz-weiß-rote Hakenkreuzfahne weht ...

Die Berichte über die Juden werden mehr – jetzt sind auch die Juden in Frankreich, Belgien und den Niederlanden betroffen. Überall werden sie wie Schlachtvieh hinter Stacheldraht in Lagern und Gettos eingesperrt.

»Wir müssen euch verstecken«, verkündet Marco im drängenden Tonfall. »Wenn eins von den Häusern hier jetzt nur noch einen geheimen Raum hätte oder einen Keller ...«

Die Häuser im Dorf sind allerdings klein und einfach gebaut. Nur die Villa des Barons hat einen Weinkeller, aber von dem weiß jeder.

Eines Tages zieht eine Garnison von Mussolinis Schwarzhemden ins Dorf ein und schlägt im Westen des Ortes ihr Lager auf, direkt gegenüber, im Schatten des romanischen Glockenturms.

An jenem Abend sagt Maria: »Marco, Papa und ich haben die Sache besprochen. Die Familie Rosenfeld muss unverzüglich verschwinden, es ist hier jetzt viel zu gefährlich geworden.«

»Das weiß ich.« Marco stößt einen tiefen Seufzer aus und fährt sich mit beiden Händen durchs Haar. »Ich habe nur keine Ahnung, wo wir hinkönnten.«

Seine Mutter wirft ihm einen ernsten Blick zu. »Eine Sache musst du gut begreifen, Marco: Es ist lebensgefährlich für dich, wenn sie dich mit ihnen in Zusammenhang bringen.«

Marco schaut genauso ernst zurück. »Das weiß ich doch, Mama, das weiß ich.« Und zu seinem Vater sagt er: »Aber ich weiß auch, dass ich nicht anders kann.«

Guiseppe nickt ernst. Er versteht es.

»Ich habe mir schon das Hirn zermartert«, erklärt Marco, »und ich frage mich ...« Doch was er sich fragt, sagt er nicht.

»D-d-der B-b-berg«, stottert Guiseppe.

Mit einem Ruck schaut Maria zur Seite zu ihrem Mann. »Guiseppe!«

»Daran habe ich auch schon einmal gedacht«, nickt Marco, »aber ich weiß nicht, wie das gehen soll.«

»Es ist kalt da oben und der Winter steht vor der Tür«, protestiert Maria. »Ihr könnt doch nicht ...«

»K-k-kein anderer P-p-platz«, widerspricht Guiseppe.

»Papa hat recht«, erklärt Marco. »Es ist unsere einzige Lösung.«

»Aber es ist gefährlich und ...«, beginnt Maria.

»Mama, ich kenne den Berg wie meine Westentasche, ich bin hier aufgewachsen, Papa hat mir alles beigebracht. Da oben gibt es eine ganze Menge Höhlen, in denen man gut einen kalten Winter überleben kann, wenn man weiß, was man zu tun hat. Papa hat recht: Ein Mensch, ja sogar eine ganze Familie kann da oben leicht verschwinden und abwarten.«

Maria presst sich beide Hände an die Wangen. »Oh, dieser Krieg!«

»Es ist ja nicht für lange«, tröstet Marco sie und legt ihr einen Arm auf die Schulter. »Sondern nur vorübergehend, bis alles wieder normal ist.«

Guiseppe nickt. »G-g-geht.«

Schließlich bückt Marco sich und gibt seiner Mutter einen Kuss. »Ich gehe und rede mit den Rosenfelds«, verkündet er und geht nach draußen.

Zum ersten Mal, seit die Familie mit dem Bus zurückgekommen ist, lässt Rachel am nächsten Morgen das Geschäft geschlossen. Auch die Fenster und Türen ihres Hauses bleiben verschlossen, die ganze Woche über.

Marco fährt heimlich nach Turin und kommt mit Taschen voller Vorräte zurück. Nachts bringen die Frauen eingekochtes Gemüse, getrocknete Tomaten, Olivenöl, Polentamehl und eine

Flasche Wein. Und nachts schleppen Marco und Guiseppe einen schweren Sack nach dem anderen den Berg hinauf.

Am letzten Abend sagt Marco: »Ich bin einfach nur da oben, Mama«, und drückt seine Mutter fest an sich. »Ich werde von Zeit zu Zeit ins Dorf kommen, um neuen Proviant zu holen, mindestens einmal im Monat.«

»Papa wird dir Extradecken vorbeibringen, sobald wir welche auftreiben können«, verspricht Maria unter Tränen. »Er wird sie in die zweite Höhle bringen, du weißt ja, wo das ist. Er sagt, dass ihr es schon schaffen werdet.«

»Ja«, erwidert Marco, »Papa kennt den Berg besser als jeder andere.«

»Dann gute Reise und komm sicher wieder nach Hause zurück«, sagt Maria und bekreuzigt sich.

In dieser Nacht verschwindet die ganze Familie Rosenfeld. Und Marco Romanelli. Die Dunkelheit verschluckt sie und am nächsten Morgen sind sie im Berg verschwunden.